

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 246. Bromberg, den 24. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

15. Fortsetzung.

Susanne schweigt, sie gehen still nebeneinander her. Susanne senkt grübelnd den Kopf. Was soll aus ihrem neuen Leben werden, wenn sie ihr altes Kolorit wirklich nie los wird? Hat sie es immer noch? Papa war ein stiller, ganz schlichter und unauffälliger Mensch. Ist Erziehung und Milieu so verhängnisvoll und bestimmend?

Jo richtet sich im Kajak auf. „Seid ihr nun fertig? Das Boot ist in Ordnung."

„Warten Sie etwa auf uns?"

„Zu Befehl. Ich habe zuweilen so kavaliermäßige Anwandlungen. Treten Sie hier in die Mitte, Augapfel des Herodes."

„Jo!" ruft Vera vorwurfsvoll. Er sieht beide nacheinander erschrocken und unschuldig an.

„Darf ich das nicht mehr sagen? Mögen Sie es nicht mehr hören? Ich dachte, es würde Ihnen jetzt gerade Spaß machen!"

„Wie kannst du Fräulein Vandenberg daran erinnern! Du bist gedankenlos!"

Jo kniet im Boot und stützt Susanne, die sich auf ihren Sitz herunterläßt. „Der Spatz hat immer den großen Radiergummi bei der Hand, mit dem er die notwendigsten Korrekturen an mir vornimmt, müssen Sie wissen. Ich bin schwer zahm zu machen. Er hat viel Mühe mit mir."

Susanne drückt rasch Veras Hand und nickt Jo zu. „Sagen Sie ruhig Salomé. Ich erinnere mich gern, nicht an das Schloßhotel, aber an die S-Kurve, wo ich es zuerst von Ihnen hörte. Sagen Sie Salomé oder Susanne, was Sie wollen. Nur nicht mehr Fräulein Vandenberg. Ich hab' zu lange nichts anderes gehört. Sie dürfen mich auslachen! Ich bin sentimental . . ."

Sie schneidet verzweifelt ein Gesicht, das spöttisch sein soll, aber nur hilflos und verlegen ausfällt. Sie bemüht sich, ihre Augen vor den beiden zu verbergen und rückt ratlos an den beiden kleinen Kissen herum, die neben ihrem Sitz liegen.

In diesem Augenblick springt Vera über die trennende Wand. Sie will Susannes Freundin sein. Sie erinnert sich vor diesen Augen, die absolut nicht weinen wollen und es doch müssen, der Zeit, als sie Jo noch nicht kannte. Da waren die Abende endlos und die Tage ein Jagdrevier nach Menschen, nach einem Menschen. Einer Frau oder einem Mann, der aus den vielen Gleichgültigen sich zu ihr neigen und die Abende hell machen und den Sonntagen diese traurige Komödie nehmen würde, die sie sich und einigen Kolleginnen vorspielte, mit denen sie wanderte und tanzte und in Theatervorstellungen ging mit dem festen Vorsatz, daß sie sich auf diesen Tag freuen wollte, der doch der leerste von allen in der Woche war, wo es doch wenigstens noch Arbeit gab. Es ist eine graue Zeit gewesen, eine Zeit ohne Herz und Helligkeit.

Sie zupft die Reisedecke, die aufgerollt unterm Bootsrand liegt, hervor und deckt sie Susanne über die Beine, ohne sie anzublicken. Dann kriecht sie auf ihren Ruderplatz vorn in der Bootsspitze. Susanne hat nun nichts als Veras zarten Rücken vor sich. Jo richtet sich hinter ihr ein.

Die Tränen, die auf ihr lasten, seit heute mittag, als Vera als Schatten vor ihrer Bank stand und sie anrief, laufen nun wirklich über ihr Gesicht. Sie sitzt ganz regungslos und läßt sie rinnen. Es ist eine unendliche Wohltat, hier so still sitzen zu dürfen. Ihr ist, als hätte sie sehr lange aufrecht stehen müssen und könne sich jetzt zum erstenmal zurücklehnen und fallen lassen.

„Holla! Das sind meine Beine, Susanne. Allzuviel Platz ist in solchem Dingy nicht. Und nun wird nicht etwa gewackelt. Wir sind auf der Elbe. Wo die großen Schiffe fahren, die um die ganze Welt — — Fortsetzung, Spatz!"

Der Spatz macht eine Vierteldrehung mit dem schwarzen Kopf: „— — als Pioniere und Kulturträger wandern und uns als Menschen einander nahe bringen, Braune, Schwarze, Gelbe, Weiße — so etwas wolltest du doch hören, nicht wahr?"

„Ja, Spatz. Danke. Aber während du für mich den Bajazz machst, bin in Wirklichkeit ich derjenige, über den Susanne lacht. Habe ich recht?"

„Nein! Ich lache über keinen von euch! Ich freue mich nur. Sie sind, glaube ich, gar nicht der Dichter, sondern der Spatz ist es. Als ich euch beide zuerst von eurer Stadt sprechen hörte, saßen wir auf der Schmücke in der Nacht, und ihr wart euch so sehr genug, daß ihr nicht zu mir in den Schlitten wolltet zur Fackelheimfahrt. Ihr hattet recht! Die Fackeln qualmten. Und die Leute in den Schlitten, ach, sprechen wir nicht von ihnen. Sie sind nicht mehr da."

Keiner antwortet. Veras Paddelschaufeln tauchen gleichmäßig ins Wasser, das, von vielen Strömungen und Bewegungen durchzogen, sich jede Sekunde verändert. Jos Paddel holt mächtig aus, denn der Überseedampfer, dessen Propeller sie hinter sich arbeiten hören, geht nun an ihnen vorbei, und das verdrängte Wasser schießt in langen, sich ausbreitenden Wellen von seinem Heck über den ganzen Fluß. Das Kajak wird hochgehoben, sie wiegen heftig auf und nieder. „Herrlich!" sagt Susanne leise und inbrünstig.

Ein paar Spritzer kommen über, sie schüttelt die Tropfen zurück in den Fluß, der schon blaurot wie alter Wein zu glühen beginnt. Die schwarze Wandung des Schiffes, das vor ihnen gleitet, loht im Sonnenfeuer. Auf dem andern Ufer spielt die Glut in den Fensterscheiben der Fischerhäuser und auf einem lohfarbenen Segel, das einen hellgrüner Finkenwärder Fischkutter heimwärts treibt.

Und diesen Fluß hat sie nicht gekannt! Sie hat ihn gesehen mit Maura und hat nichts begriffen von seiner Weite und Schönheit. Jetzt erkennt sie, daß sie mitten in einer gewaltigen Mündung zur Welt hinaus auf ewig bewegten Wellen treibt, die ewig andere Schiffe tragen, immer anderen Zielen zu. Und das niederländische Land umher

glänzt in einer flammenden Verschwendung von Sonne und Glitzerlicht in den Sommerabend hinein . . .

„Wollen wir am Wittenbergener Ufer essen oder in Schulau, Spatz?"

„Wittenbergen!" ruft Vera von vorn. „Sonst müssen wir nachher gegen die Ebbe anrudern."

„Bueno. — Also rechts halten!"

Schade. Susanne wäre gern noch stundenlang so gefahren, bis zum Leib in dem federleichten, schmalen Boot, die Augen nach Westen, wo schon wieder drei hochaufragende, dunkle Schiffsleiber sichtbar werden, überwölbt von ihrer Rauchkrone, die oben in der klaren Luft in nichts zergeht. Es gibt keine fünfundzwanzig Mark Miete mehr, die übermorgen bezahlt sein müssen, sonst verweigert sich ihr sogar der menschenunwürdige kleine Stall in der vierten Etage mit dem Zwiebel- und Bratkartoffelgeruch. Es gibt auch keine Mittagsstunde mehr vor der Ausgabe des Stellungsanzeigers, und keine Abende, an denen sie, eiskalt vor Trotz und Stolz, die Leberwurstschnitten oder etwas von den Zwiebelkartoffeln von Frau Menzig ißt und dazu den Kaffee trinkt, der den ganzen Tag auf dem Herd bei Menzigs warm steht. Sie versinken alle in dieser Stunde, lösen sich in Flammen und Farben, flüchten vor dem Hin und Her der beiden Stimmen, die über ihren Kopf weg rufen.

Das Boot hält auf den Strand zu. Spitzzelte sind dort schon aufgestellt. Die beiden Boote, die in Blankenese am Steg vorüberfuhren, liegen kieloben im Sand. Die Insassen mit den blauen Leinenhosen laufen am Ufer herum, einer zündet einen Spirituskocher an, ein anderer windet ein nasses Kissen aus. Verweht klingt Sprechen und Lachen herüber.. Nun kommen sie in die Wellen, die sich auf dem Strand überschlagen. Jo hat nackte Beine, ist im flachen Wasser und zieht das Boot in den weichen Sand hinauf. Susanne und Vera werden sanft zur Seite gekippt.

„Jetzt rasch die Thermosflasche her, Vera! Ich hab' einen Mordshunger. Hast du genug Brötchen?"

Hinter Susannes Rücken klappt er mit den Augen. Vera nickt. Sie hat sehr viele Brötchen. Auch Schokolade und Apfelsinen. Sie breitet alles auf einem Tischtuch aus Papier aus, kleine Aluminiumbecher werden auseinandergenommen, Teller aus Aluminium, der Tee dampft, daß kleine Säulen davongeweht werden von dem Luftzug, der schwach aus Westen weht.

Das Gewitter ist über die Elbe gezogen und ballt sich da von neuem zusammen. Hinter ihnen ragt gewaltig das gelbe Lehmufer von Wittenbergen auf. Der rotweiße Leuchtturm hat noch kein Feuer angezündet.

Die drei aus dem Kajak fangen an zu essen. Vera und Jo greifen mit unverstelltem Appetit zu den Brötchen. Susanne hält sich ängstlich zurück, daß keiner der anderen ihre Gier bemerkt. Sie hat, nachdem sie sich an der Alster trafen und in hastig überstürztem Gespräch eine Viertelstunde unter den Linden auf- und abliefen, Vera nicht um etwas Geld angehen mögen für ein richtiges Mittagessen. Dann mußte Vera in ihr Kontor, und Susanne hat sich von drei bis sechs auf ihr Bett geworfen. Danach reichte es noch für eine Tasse Kaffee, und jetzt ist sie so ausgehungert, daß sie wartet, bis man ihr zuteilt, um sich nicht zu verraten.

Aber die kleine Vera hat sich nicht täuschen lassen. Sie hat gesehen, wie Susannes Augen unbewacht das zählten, was sie aus dem Stadtkoffer packte und ausbreitete. Unauffällig dirigierte sie ein soeben erst geöffnetes Päckchen mit Käseschnitten neben Susannes Teller. Dann hantiert sie mit der Thermosflasche und steht auf, um sich im nächsten Zelt heißes Wasser zu holen. Auch der Handel um eine Handvoll Tee gegen zwei Apfelsinen kommt zustande. Eifrig und ernst trägt Vera sie zum Zelt hinüber. Die ganze Blauhosengesellschaft erscheint am Zelteingang bei ihrem Besuch. Vera hockt zwischen ihnen und kocht auf ihrem Apparat eine zweite Portion Tee.

Inzwischen hat Jo vor sich hingeträumt und eine Reihe lebhaft wechselnder Grimassen geschnitten. Endlich blinzelt er Susanne an: „Wo ist es nun besser, Solomé: im fetten Ägypten oder in der Wüste? Hat man die edle Rasse der Zweibeiner ein bißchen von einer anderen Seite kennengelernt? Wenn ich mich recht erinnere, war man damals auch nicht so restlos zufrieden mit dieser Gattung?"

„So leicht läßt sich das nicht beantworten, Herr Kohlschreiber. Aber nach diesen letzten Wochen bin ich in Versuchung, es mit den kleinen Leuten zu halten, von denen ich bisher so gut wie nichts wußte. Offen gesagt, ich konnte mir ihre Seelenbeschaffenheit überhaupt nicht vorstellen. Aber sie sind gestiegen auf meiner Stufenleiter, geben Sie acht: in der Pension an der Alster präsentierte man mir nach einigen Tagen schon eine Monatsrechnung, man rupfte mich schändlich, glaube ich, soweit ich das damals beurteilen konnte. In meinem nächsten Quartier, schon wesentlich bescheidener, schrieb man reell jedes Brötchen an, aber dann entwickelte man am Ende des Monats Bedienungsgelder, für die ich nie Leistungen gesehen habe, als daß immer jemand auf dem Flur war und mich beobachtete. — Nun kommt Frau Menzig. Sie ist eine Arbeiterfrau. Sie gab mir von ihren Bratkartoffeln,ohne zu fragen,ob ich sie bezahlen konnte. Sie trug meine Sachen ins Versetzamt. Ja, erstaunt Sie das? Ich mußte doch leben! — Frau Menzig muß übermorgen ihre Miete haben, denn sie lebt zum Teil davon. Aber ich zweifle noch daran, ob sie mich auf die Straße hinausjagen wird, wenn ich das Geld übermorgen nicht habe. — Je weniger sie haben, desto leichter teilen sie. Es scheint widersinnig. Aber ich fand es wahr."

Jo pfeift leise vor sich hin. Diese Weltanschauung geht ihm gegen den Strich. „Hatten Sie schon immer sozialistische Neigungen, Fräulein Susanne?"

„Sozialistische Neigungen nennen Sie meine rein menschliche Entdeckung? — Was haben meine Erfahrungen mit Politik zu tun?"

„Vielleicht nichts. Vielleicht sind es Zufälle, für die Sie jetzt gerade offene Augen haben. — Aber man soll sich unten nicht wohlfühlen. Das ist ungesund und unnatürlich."

„Was verstehen Sie unter „unten"? Kann man das scharf umgrenzen? Für meine Begriffe waren viele meiner Gesellschafts-Partner von früher recht tief „unten"!"

„Oh, Sie sind ja eine gestrenge kleine Puritanerin geworden, Salomé. Ich meine es so: es gibt Naturen, die wollen sich durchsetzen, wollen so hoch hinaufklettern, wie es irgend für sie möglich ist, bis an die Grenze ihres Könnens und ihrer Kräfte. Sie kämpfen ununterbrochen. Sie resignieren nicht, sie sind nicht bescheiden, sie tragen den Hut nicht in der Hand, um damit als ewige Diener durchs ganze Land zu ziehen, sie wollen, ganz plump herausgesagt, reich werden, glücklich werden! Wollen den wilden Wolf ihrer tausend Wünsche sich endlich mal sattfressen sehen! — Die sich unten wohlfühlen, gehören nicht zu diesen Naturen. Sie sind entweder die Stillen, die Philosophen, die zuletzt den ganzen Glutkomplex auf ein Rasenviertel mit Levkojen und einer Simmelschen Laube im Schrebergarten zusammenschrumpfen lassen, oder die ewig Mißvergnügten, Halben, Unausgegorenen, die in politischen Aufruhrparteien landen und die Welt neu verteilen wollen.

Zu welcher Kategorie wollen Sie gehören? Nummer eins oder zwei?"

Susanne packt mit beiden Händen den warmen Sand, auf den sie sich stützt. „Zu keiner! Weder Diogenes noch Anarchist! Ich bin mein eigener Revolutionär! Ich will arbeiten, um etwas zu werden! Nicht etwas genießen, was ich nicht selber erworben habe, Ererbtes, Zusammengetragenes faul und satt besitzen! Ich bin mit meinem Schicksal vollauf einverstanden! Ich habe den Tag gesegnet, als das ganze Geld fort war!

Ich bin nicht mißvergnügt! Die Mißvergnügten sind neidisch. Wie kann ich auf den Zustand neidisch sein, der mich gewürgt hat bis zum Ekel mit seiner Sattheit und Nutzlosigkeit? Die Unzufriedenen kennen das Paradies nicht, in das sie hineinwollen. Es bedeutet das Ende aller Energie, dort in falscher Erziehung aufwachsen zu müssen. Bis zwanzig geht es, da ist Appetit da für alles, was sich bietet, da ist man urteilslos verliebt in alle Erlebnisse, alle Menschen, alle Dinge, da kennt man die niederziehende Last des Reichtums nicht. Aber dann! Dann fängt man an, den Pferdefuß zu sehen —"

Sie lehnt sich etwas atemlos zurück. Wohin galoppiert sie? Dieser Jo lockt hypnotisch aus ihr hervor, was sie doch nicht verraten will.

Drüben richtet sich jetzt Vera von dem Spirituskocher auf und trägt behutsam das kochende Wasser zu ihnen herüber. Kohlschreiber winkt ihr entgegen.

(Fortsetzung folgt)

Wie eine Schwedin Deutschland sieht.

Von Ellen Rydelius-Stockholm.

Die sehr bekannte schwedische Reiseschriftstellerin, Frau Ellen Rydelius-Stockholm, hat vor etwa einem Jahre für den Verlag Bonnier, Stockholm (den schwedischen Baedeker) einen ausgezeichneten Reiseführer „Berlin in 8 Tagen" geschrieben, eine Schrift, die der deutschen Reichshauptstadt viele neue Freunde und Besucher in Schweden geworben hat. Im Sommer dieses Jahres hat Frau Rydelius eine sechswöchige Reise durch Deutschlands Städte im Westen und Süden unternommen, um ein Reisebuch „Deutsche Städte" ihrem Berlin-Buch folgen zu lassen. Die „Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr" hat Frau Rydelius gebeten, ihre Eindrücke freimütig in einem kleinen Artikel zusammenzufassen. Dieser Reisebericht, der hier zum Abdruck gelangt, ist sicherlich auch für deutsche Leser in Polen sehr reizvoll. Er zeigt, was gerade einer Schwedin, die die Welt kennt, in Deutschland besonders gefällt, und deutet auch das an, was die sommerlich heitere Stimmung gelegentlich ein wenig zu trüben vermochte. Vielleicht ist manches sehr subjektiv gesehen. Aber auch dort, wo der deutsche Leser nicht ganz einverstanden ist, fühlt man eine Persönlichkeit, deren Urteil immer Farbe und Leben ausstrahlt. Die Redaktion.

Sechs Wochen bin ich kreuz und quer durch Süd- und Westdeutschland gereist. Als Deutschlandfreundin kam ich, als Deutschlandenthusiastin habe ich Abschied genommen! Es gibt kein Land in Europa, das so viele interessante, dem Charakter nach verschiedene Großstädte hat, und kein Land — Italien ausgenommen — das so viele Kleinstädte aufweist, die so reich sind an historischen Erinnerungen und die so viel alte Kultur und pitoreske Eigenart besitzen, daß selbst die blasiertesten Touristen in Verzückung geraten. Die meisten Schweden bilden sich ein, Deutschland zu kennen, weil sie Berlin und München, vielleicht auch noch Dresden und Hamburg kennen. Nach dieser Reise — die mir gezeigt hat, daß Deutschland in bezug auf Reiserouten als das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" bezeichnet werden kann — kann ich meinen Landsleuten, die Deutschland bisher immer nur als Durchfahrtsland betrachtet haben, nur den guten und aufrichtigen Rat geben, in Deutschland Station zu machen und die Entdeckungsfreude zu genießen, die dem echten Reisenden stets ganz besonders wertvoll ist.

Auf meiner interessanten Fahrt habe ich achtzehn verschiedene Städte besucht, aber es ist mir auch nicht ein einzigesmal passiert, daß die Eindrücke in zwei verschiedenen Städten sich wiederholt hätten. Wie ganz anders nimmt sich zum Beispiel Köln aus — das nordische Rom mit seinen Erinnerungen aus der Zeit, als es noch Colonia Agrippina der Römer war, mit seinen herrlichen romanischen Kirchen und seinen Legenden von den Heiligen Drei Königen und den Elftausend Jungfrauen —, im Vergleich zu dem benachbarten Düsseldorf, der modernen Idealstadt, wo man auf Schritt und Tritt grüne Bäume sieht und wo die Hauptstraße, die Königsallee, mit ihrem Mittelkanal, den skulpturgeschmückten Brücken und ihren grünen Linden vielleicht Europas schönste Straße ist! Die Groß- und Industriestadt, die gleichzeitig Gartenstadt und Kunstmetropole ist . . . Ich fühlte mich heimisch in Dresden, wo der Geist Augusts des Starken noch zwischen den üppigen Barockportalen und den weißen Marmornymphen zu schweben scheint, wo man in der Gemäldegalerie viele genußreiche Stunden verbringen kann, und wo man der Natur so nahe ist, wo die majestätische Elbe und die Sächsische Schweiz so zahlreiche schöne Überraschungen bieten. Von dort kam ich nach Augsburg und verliebte mich aufs neue: Welche Fülle von Geschichte, welcher Reichtum an bürgerlicher Kultur in Jakob Fuggers Stadt, welche Stimmung über dieser herrlichen Maximilianstraße, die eigentlich eine ununterbrochene Rehe von Plätzen ist, über diesen prächtigen Renaissancebrunnen und über dem Quartier der Handwerker an den Lechkanälen, wo die Gerber, Färber und Schmiede durch ihre Arbeit zum Ruhm und Glanz und Größe des goldenen Augsburg beitrugen! Ich wohnte natürlich in den „Drei Mohren", der berühmten Fürstenherberge, und trank Tee am historischen Kamin, wo der Geschichte nach der reiche Anton Fugger Karls V. Schuldscheine ins Feuer geworfen haben soll. Mir war nicht, als wohnte ich in einem Hotel, mir war's ein Erlebnis. Als ich die gewaltigen Säle und endlosen Korridore des alten Patrizierhauses sah, dachte ich mir nur: Arme Stubenmädchen! Arme Kellner! Die müssen wohl Rollschuhe unter ihre Schuhe schnallen, um sich mit ihren Schüsseln und Tassen und Tellern möglichst schnell auf diesen endlosen Flächen vorwärtsbewegen zu können. Dann kam ich nach München, der gemütlichen Stadt, wo von den Bergen ein kühles Lüfterl weht, so daß es dort nie so schwül ist wie in anderen Großstädten, und wo ich dahinter gekommen bin, daß die oberbayrische Männertracht einen normal gebauten Menschen ganz gut kleidet.

Nürnberg, die mittelalterliche Stadt, führt in ihrem Wappenschild einen Vogel mit einem Frauenantlitz, vielleicht ein Märchenwesen, vielleicht eine Sirene. Ich für meinen Teil denke mir Nürnberg als eine alte weißgelockte Dame mit Wangen wie Winteräpfel, Augen wie Sterne und einem Herzen voll freundlicher Gedanken. Sie liebt Idyllen. Rosen und Herzen sind die lieblichen Symbole, denen man überall auf Schritt und Tritt in der Stadt begegnet, denn Nürnberg ist die Stadt der Märchen und Pfefferkuchen. Ich weiß ganz gut, daß die gute alte Dame auch sehr geschäftstüchtig ist, daß sie Hunderttausende von Faberbleistiften, Maschinen und Bierfässer, Zinnsoldaten und Puppen verkauft, aber wir Touristen sind nun einmal so, daß uns in einer fremden Stadt das „Museum" interessiert. Der modernen Stadt schenken wir unsere Hochachtung, aber nicht unsere Liebe.

Ich denke auch mit Herzensfreude an Hildesheim, die Stadt mit den siebenhundert schönen Fachwerkbauten, die uns an das Märchen von der Hexe und dem Pfefferkuchenhäuschen erinnern. Der berühmte Katzenbrunnen ist als sichtbarer Beweis dafür errichtet worden, daß es jetzt keine Hexen mehr in Hildesheim gibt. Und Dinkelsbühl, das kleine tausendjährige Idyll, das seine verwitterten Zinnen in der Wörnitz blauen Fluten spiegelt, ist für mich die vollendete schöne Stadt, ein geschlossenes Kunstwerk mit seinen bunten Giebelhäuschen, wo die roten Pelargonien aus den Fenstern hervorquellen, mit seinen krummen mittelalterlichen Gassen und Gäßchen und den liebevoll gearbeiteten schmiedeeisernen Schildern der „Drei Mohren" oder vom „Goldenen Bock", der so feine leichte Schatten auf die Hauswand wirft. Das Café Grau, wo ich am Stammtisch zu sitzen und am Abend Tischkegel zu spielen pflegte, ist das gemütlichste Lokal in ganz Europa. 1934 werden es hundert Jahre, daß dieses Lokal im ununterbrochenen Besitz der Familie Grau ist, und das Haus selbst sieht aus wie ein leckeres Backwerk: denn es ist himmelblau mit himbeerfarbenen Fensterläden, aus denen natürlich rote Pelargonien hervorquellen. Ja, aus Nürnberg kommen sogar die Leute im Auto gefahren, um sich an Mutter Graus Bienenstich und Lebkuchen gütlich zu tun . . .

Und wenn ich an Würzburgs malerische Höfe mit den Renaissancegalerien und romanischen Fenstern denke, an die Weinproben in den schummerigen Kellern, und die leckeren „Mefischle" bei Lochfischer, wenn ich mich an die Schloßkellerfeste in Heidelberg, der Stadt der Studenten und der Romantik, erinnere, oder meine Streifzüge, die ich aufs Geratewohl durch Bambergs stille Straßen machte, das wie Rom auf sieben Hügeln erbaut ist und eine Zeitlang den Romantiker E. T. A. Hoffmann in seinen Mauern beherbergte, da ergreift mich wehmütige Sehnsucht nach diesen schönen Plätzen.

Auf meinen Reisen durch Deutschland habe ich immer mehr und mehr Gelegenheit gehabt, die deutsche Organisation zu bewundern, die bei uns sprichwörtlich geworden ist. Die Eisenbahnen und Dampfer sind mustergültig, das Personal ist überaus freundlich und entgegenkommend, und selbst die allerbilligsten Hotels sind sauber und gut gepflegt. Die Verkehrsvereine, die es in jedem Ort gibt, und ihre Broschüren, die überall aufliegen — ich für meinen Teil ziehe die „Deutschen Verkehrsbücher" vor, die von der „Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr" herausgegeben werden, weil sie in der Form knapp und trotzdem sehr übersichtlich und vollständig sind — sorgen dafür, daß selbst der weltfremdeste Reisende sich schnell orientieren kann. Und was die Re-

staurants betrifft, so habe ich alle Arten vom ersten Luxushotel bis zu den kleinsten Gasthöfen besucht, die sehr oft, namentlich in Bayern, mit einer Brauerei oder einer Schlächterei verbunden sind und so lustige Namen führen wie „Zum wilden Mann“ oder „Zum blauen Ochsen“. Die Preise wechseln ja nach der Güte des Lokals, aber überall sind Speise und Trank gut und preiswert und die Bedienung freundlich.

In dem Kranz von Rosen, den ich hier Deutschland reiche, gibt es natürlich auch — so will es die Ordnung in der Natur — einige Dornen. Aber sie sind nur verschwindend gering an Zahl. So gibt es zum Beispiel in manchem großen Touristenzentrum nur wenig einbettige Zimmer für Einzelreisende, als ob die Menschheit immer nur zu Zweit reiste und die Hotels nur für Pärchen eingerichtet wären. Man muß daher als Einzelperson oft fünf oder sechs Hotels aufsuchen, bevor man untergebracht ist. Wer aus Sparsamkeitsgründen ein Gedeck essen will — à la carte kann man ja Gemüse und leichte Gerichte in Hülle und Fülle bekommen — findet die Kost insbesondere im Sommer nach schwedischem Geschmack oft viel zu schwer. Viel zu viel Fleischbrühe und viel zu viel Fleisch! Man wünschte gern, daß die Liga zur Verbesserung des kulinarischen Geschmacks, die sich in Deutschland vor einiger Zeit gebildet hat, sich dafür einsetzte, daß es bei den billigen Gedecken mehr Gemüse und Eierspeisen gäbe. Zum Schluß noch einige Worte über die sogenannte „Sommerfrisur“, mit der so viele stattliche deutsche Männer in der warmen Jahreszeit ihr Gesicht verunstalten. Sehen sie denn nie in einen Spiegel, und merken sie nicht, daß dieser Embryo einer Scheitelfrisur, die sie auf ihrem nach Art der Sträflinge rasierten Kopf tragen, gegen die primitivsten Gesetze der Ästhetik verstößt? Besitzen denn die deutschen Frauen keinen Einfluß? Wir würden unseren Männern, Brüdern und Verlobten nie gestatten, sich derart zu verunstalten. Südlich der Alpen ist es noch viel heißer, und die Herren der Schöpfung tragen dort mächtige Haarschöpfe. Diese kleinen Ausstellungen mögen beweisen, wie aufrichtig mein Urteil über Deutschland ist.

Ja, Deutschland ist ein ideales Touristenland, insbesondere für uns Schweden. Die Geschicke beider Länder waren ja vor Zeiten aufs innigste miteinander verknüpft, und dort können wir zu den Stätten unserer nationalen Erinnerungen wallfahrten. Wir finden in Deutschland nicht nur Naturschönheiten, sondern auch eine alte Stadtkultur, wie man sie bei uns lange nicht so verbreitet vorfindet, reiche Kunstschätze, die in mustergültiger Weise geordnet sind, und eine sympathische Bevölkerung, die den Touristen mit gewinnender Herzlichkeit entgegenkommt. Denn zum Glück für den Fremden will Deutschland entdeckt werden. Mögen die inneren Verhältnisse Deutschlands noch so schwer sein, für uns Touristen ist es immer noch das Land, wo man leicht leben kann und wohin man stets mit gleicher Freude wiederkehrt.

Araber und Beduine.

Einem morgenländischen Schwank nacherzählt
von Ernst Jucundus.

Ein ausgehungerter Beduine ging an einem Araber vorbei, der soeben seine Mahlzeit hielt, von der der Arme einen guten Bissen zu erhaschen hoffte.

„Woher, Beduine?“ fragte der Araber.

„Von den Zelten deines Stammes.“

„Hast du meinen Sohn Osman gesehen?“

„Er springt umher wie ein junger Löwe.“

„Was macht seine Mutter?“

„Sie brüstet sich in ihren neuen Kleidern, und es scheint ihr recht wohl zu gehen.“

„Und mein rothaariges Kamel?“

„Oh, es läuft wie der Blitz.“

„Und mein treuer Hund?“

„Der läßt keinen Wanderer still vorüberziehen und bellt, daß es eine wahre Freude ist.“

„Und mein Haus?“

„Es steht fester und prangt herrlicher als jemals.“

Als der Beduine sah, daß der Araber unterdessen mit der Mahlzeit zur guten Hälfte fertig geworden war, ohne ihm einen Bissen anzubieten, änderte er seinen Plan, um auf eine andere Weise zu dem sehnlich erwünschten Mahle zu gelangen.

Ein Hund lief vorbei.

„Welch ein Unterschied!“ rief der Araber mit Wohlbehagen aus. „Welcher Unterschied zwischen diesem Hund und dem meinigen!“

„Ja, wenn er noch lebte!“ rief der Beduine aus.

„Wie? Lebt er nicht mehr?“ fuhr der Araber auf. „Und hast du mich zuvor belogen?“

„Ich wollte“, erwiderte der Beduine, „dir die Eßlust nicht verderben. Er ist freilich nicht mehr am Leben, weil er sich am Fleische deines Kamels überfressen hatte.“

„O Himmel! Auch mein Kamel tot? Und auf welche Art denn?“

„Es wurde am Grabe deiner Gemahlin, der Mutter Osmans, geschlachtet.“

„Großer Gott! Auch mein Weib verloren! Welch unsagbares Unglück! An was starb sie denn?“

„Aus Verzweiflung über den Tod deines Sohnes.“

„Elender! Was sagst du: Mein Sohn tot?“

„Ja, dein Sohn wurde vom Hause erschlagen, das über ihm zusammenstürzte.“

Der Araber warf sich voller Verzweiflung zur Erde nieder und wälzte sich im Staube, während der Beduine ruhig die übriggebliebene Mahlzeit verzehrte und dann, unbeachtet, von dannen ging.



* **Der Zahnarzt und der Vogelkäfig.** Der reiche englische Fabrikant Eastman stiftete vier Millionen Mark für die Errichtung einer vorbildlichen Zahnklinik für Kinder. So ist in London eine der vermutlich allerbesten Einrichtungen dieser Art entstanden. Der Hauptoperationssaal weist fünfzig Stühle auf. Das Instrumentarium für jeden ist aber so geschickt angebracht, daß die ängstlichen Augen der zahnleidenden Kinder durch das Blitzen der vernickelten Zangen und Bohrapparate nicht angelockt werden können. Vermeidung der Schrecken der Zahnbehandlung leiteten die Erbauer dieser Klinik überhaupt bei jedem ihrer Schritte. Das Zahnziehen wickelt sich in besonders geschützten Räumen ab, ebenso werden die schwierigen Operationen den Leidenden mit geringeren Schmerzen und Ausbesserungsnotwendigkeiten verborgen. Für Väter, Mütter und Kinder gibt es in der Klinik auch ein Kino, in dem im Bilde vorgeführt wird, wie ein angegriffener Zahn entsteht und wie man ihn schützen kann. Das Hübscheste für die Kinder ist aber ein großer feenhaft ausgestatteter Vogelkäfig mit zahlreichen glitzernden bunten, kreischenden und singenden Vögeln. Er soll die kleinen Jungen und Mädel von ihren Zahnsorgen ablenken, damit der Zahnarzt nicht vor allzu schwierige Aufgaben gestellt wird.

* **Ringkampf auf schmalem Brückensteig.** Auf der Clifton-Hängebrücke bei Bristol fand ein aufregender Kampf zwischen zwei Männern und einer Frau statt. Die Männer, zwei Bahnarbeiter, hatten beobachtet, wie die Frau bei Einbruch der Dunkelheit die Brücke erkletterte. Sie vermuteten richtig, daß sie einen Selbstmordversuch machen wolle, und eilten ihr nach. Ehe die Frau an den höchsten Punkt der Brücke gekommen war, hatten sie sie eingeholt. Und nun entspann sich auf einer verhältnismäßig schmalen Brückenstrebe, 70 Meter über dem Wasserspiegel, ein Ringkampf der Frau gegen die Männer. Nach etwa 10 minutigem Ringen, bei dem mehrfach die beiden Männer von der Selbstmörderin mit in die Fluten gerissen zu werden drohten, gelang es der Frau, sich loszureißen und den tödlichen Sprung zu tun. Die Persönlichkeit der Toten ist unbekannt. Sie hat in den Händen der beiden Männer, die sie retten wollten, einen wertvollen Pelzmantel des ersten Londoner Geschäftes zurückgelassen. Daraus schließt man, daß es sich um eine den besten Gesellschaftskreisen angehörende Persönlichkeit handeln muß.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg